

Das bestattende Tier

The Burying Animal

Christoph Türcke

Der Artikel untersucht die Entstehung des Trauerns und die Bedeutung von Opfern. Anhand der biblischen Geschichte von Kain und Abel wird die Entwicklung von Pflanzenopfern zu Tieropfern und schließlich zu Menschenopfern betrachtet. Dabei wird betont, wie Opferkulte den Weg für Trauerpraktiken und Bestattungsriten ebneten. Die Bedeutung von Kainszeichen und Grabmälern werden als ursprüngliche Symbole der Erinnerung und Versöhnung untersucht. Abschließend wird die komplexe Beziehung zwischen Tod, Opfern und Trauer beleuchtet.

Brudermord, Opfern, Trauerarbeit, Bestattungsriten, Tiere

The article examines the emergence of mourning and the significance of sacrificial offerings. Based on the biblical story of Cain and Abel, the article looks at the development from plant sacrifices to animal sacrifices and finally to human sacrifices. It emphasizes how sacrificial cults paved the way for mourning practices and burial rituals. The significance of Cain's markers and funerary monuments are examined as original symbols of remembrance and reconciliation. Finally, the complex relationship between death, sacrificial offerings, and mourning is considered.

Fraticide, sacrificial cults, mourning work, burial rites, animals

Die biblische Geschichte von Kain und Abel (Genesis 4) gehört zum Grundbestand abendländischer Kultur.¹ Sie erzählt vom ersten Brudermord. Adam und Eva haben nach der Vertreibung aus dem Garten Eden zwei Söhne gezeugt. Und das erste, was von ihnen berichtet wird, ist, dass sie Jahwe, dem Gott Israels, Opfer darbringen: Kain, der Ackerbauer, Feldfrüchte, Abel, der Schäfer, von den »Erstlingen« seiner Herde. Jahwe »sieht« das Tieropfer »an«, aber nicht das Getreideopfer, ohne dass gesagt wird, woran sich das zeigt und warum er so handelt. Kain »ergrimmt«. Er erschlägt Abel. Dessen Blut »schreit« vom Erdboden zu Jahwe empor. Jahwe verflucht Kain, vertreibt ihn vom Ackerboden, macht ihn »unstet und flüchtig«. Kain nimmt das als Todesurteil. »Wer mich findet, wird

1 Dieser Text verbindet Auszüge aus meinen Büchern *Vom Kainszeichen zum genetischen Code. Kritische Theorie der Schrift* (vgl. Türcke 2005: 13 ff.) und *Mehr! Philosophie des Geldes* (vgl. Türcke 2015: 35 ff.). Ausführliche Nachweise dort.

mich erschlagen.« Da aber kommt, wieder ohne Angabe eines Motivs, die Kehrtwende Jahwes. »Nicht also!« Eine Tötung Kains soll »siebenfach gerächt« werden. Und Jahwe »machte ihm ein Zeichen, damit ihn niemand erschlage, der ihn fände«. Wer aber soll das tun? Seinen Bruder hat *er* erschlagen. Es gibt sonst nur noch zwei weitere Menschen: Adam und Eva, seine Eltern. Warum aber sollen die ihn erschlagen – oder durch ein »Zeichen« davon abgehalten werden?

Die Geschichte strotzt von Ungereimtheiten – wie ein Traum, hinter dessen Fassade eine andere Geschichte abläuft. Wir kommen ihr näher, wenn wir bemerken, dass die beiden »Brüder« eher Allegorien als konkrete Personen sind. Sie repräsentieren verschiedene Kulturstufen. Der eine betreibt Ackerbau, der andere Viehzucht. Ein dritter »Bruder«, der für die lange, beschwerliche Elementarstufe des Jagens und Sammelns stünde, kommt nicht vor. Stattdessen wird die historische Reihenfolge der beiden anderen Kulturstufen vertauscht. Kain, der ältere, ist Ackermann, Abel, der jüngere, Hirte. Und zuerst bringt der ältere Feldfrüchte dar, dann der jüngere Tiere. Historisch ist es gerade umgekehrt. Die Darbringung von Feldfrüchten ist später als das Tieropfer: Tierersatz. In dem Maße, wie sich Gottheiten mit Wurzeln, Knollen und Kräutern zufriedengeben, muss man ihnen keine lebendigen Wesen mehr schlachten. Jahwe aber »sieht« das Opfer Abels »an«, das Tieropfer, Blutopfer. Es ist das frühere, echtere. Aber ist es schon das ganz echte?

Nun, der Text lässt dem Tieropfer den Tod eines Menschen folgen. Zuerst Pflanzenopfer, dann Tieropfer, und dann stirbt ein Mensch – genau an der Stelle, wo bei rückwärts erzähltem Geschichtsverlauf die Elementarstufe des Jagens und Sammelns an der Reihe wäre und mit ihr ein noch früheres, echteres Blutopfer, für das das Tieropfer bereits ein Ersatz ist wie später die Pflanze fürs Tier. Opfern kann man erst gezähmte Tiere. Wilde kann man nur jagen und erlegen, aber nicht rituell schlachten. Tieropfer sind erst in einer Hirtenkultur möglich. Wo aber das frühere, echtere Blutopfer an der Reihe wäre, das durchs Tieropfer ersetzt wird, da geschieht »nur« ein Mord, kein Ritus. Brudermord ist schlimm genug. Aber noch schlimmer sind archaische Verhältnisse, wo die Tötung von Angehörigen nicht als verbrecherisches Ausrasten, sondern als feierlicher ritueller Vollzug eines ganzen Kollektivs geschieht. Dass Jahwe daran noch mehr Gefallen finden könnte als an Abels Blutopfer, ist eine Vorstellung, die in Israel um keinen Preis aufkommen darf. Sie kommt im Alten Testament nur im Modus der Verneinung vor. Am prominentesten in Genesis 22, wo Abraham auf Geheiß Jahwes alles zur Opferung seines Sohnes Isaak vorbereitet, bis ihm im letzten Moment der »Engel« Jahwes die Schlachtung verbietet und die ganze Aktion als eine Gehorsamsprüfung deklariert. Der Mörder Kain hingegen wird mit etwas Rituellen verbunden: einem Verschonungszeichen. In der Geschichte selbst ist es völlig deplatziert. Wo aber hat es »Sitz im Leben«?

Darüber geben andere Verneinungen Auskunft. In der großen Gesetzesammlung Leviticus findet sich, in 19,28, eine bemerkenswerte Vorschrift: »Ihr sollt euch am Körper nicht Einschnitte machen um eines Toten willen, auch sollt ihr euch nicht Zeichen einritzen.« (Luther übersetzt: »Ihr sollt kein Mal um eines Toten willen an eurem Leibe reißen, noch Buchstaben an euch pftetzen.«) Warum soll man das nicht tun? Sich »um eines Toten willen« Einschnitte machen, heißt, doch dem seelischen Schmerz um einen Verstorbenen körperlich Nachdruck verleihen. Man fügt sich selbst etwas von dem Geschick zu, das ihn ereilt hat. Das ist ein Akt hingebungsvoller Anteilnahme, aber auch eine Schutzmaßnahme. Die Wunde, die man sich beibringt, *bedeutet* zwar den Tod, aber sie bringt ihn nicht. Indem man sich *etwas* vom Geschick des Toten zufügt, will man zugleich verhindern, ganz in sein Geschick hineingezogen zu werden. Die höheren Mächte sollen dieses Etwas für das Ganze nehmen, *pars pro toto*, wie ja jedes Opfer darin besteht, etwas Kostbares zu geben, um das Kostbarste zu erhalten. So ist das blutige Zeichen der Verbundenheit mit dem Toten zugleich ein Zeichen ersehnter Verschonung.

Was aber soll daran verwerflich sein? Warum darf man sich bei der Totenklage, wo man sich das Haar schert und in Sack und Asche geht, nicht auch ein paar Wunden einritzen? Offenbar weil hier die Anteilnahme so weit geht, dass sie daran zu erinnern droht, was »an etwas teilnehmen, beteiligt sein« ursprünglich bedeutet. Es heißt nämlich erst in übertragenem Sinne »mitfühlen, mitleiden«, zunächst einmal aber: es selbst mit verursacht haben. Anteil am Geschick eines Toten hat man dort am intensivsten, wo man zu seinem Tod beigetragen hat. Und das kollektive rituelle Beitragen dazu – das ist der gemeinschaftliche Vollzug eines Menschenopfers.

Von außen betrachtet, sind archaische Opfer völlig widersinnig. Man schlachtet immer wieder menschliche Stammesgenossen und kostbare Tiere, um so den Schrecken und das Grauen der Naturgewalten zu mildern, oder, theologisch gesprochen, die höheren Mächte zu besänftigen. Man tut ausgerechnet das, wovon man loskommen möchte. Absurd; es sei denn, man erkennt darin die Logik des traumatischen Wiederholungszwangs. In Eigenregie selbst wiederholen, was einen von außen jäh traumatisch überfallen hat; durch ständige Wiederholung das Unerträgliche allmählich erträglich, das Unfassliche fasslich, das Ungewöhnliche gewöhnlich machen: Das ist die Umkehr der Triebrichtung in höchster Not; der Versuch, sich durch Flucht nach vorn zu retten. Oder physiologisch gesprochen: der Versuch, nachträglich geeignete Nervenbahnen anzulegen, um in ihnen einen ungeheuren Erregungsschwall zu kanalisieren und zur Abfuhr zu bringen.

Das ist zunächst nichts als ein Naturreflex. Er mildert Grauen, aber er ist selbst grauhaft. Und er quälte weniger, als es allmählich gelang, ihn auszulegen, ihn nach außen zu projizieren: den inneren Zwang als etwas zu empfinden, was

von außen kommt, was die übermächtige, traumatisierende Naturgewalt selbst fordert. Ihr müsst mir einen von euch schlachten, wenn ich von euch als Gesamtheit ablassen soll; ich verlange es von euch. Dadurch bekam der traumatische Wiederholungszwang eine doppelte Ausrichtung: zum einen auf ein Glied des Kollektivs, das gemeinschaftlich auszuwählen war; zum andern auf eine höhere Macht, der die Schlachtung des Auserwählten galt. Sie bekam dadurch das Ansehen einer Darbringung an diese Macht, hatte in ihr einen Adressaten, ein Wozu, einen Sinn, war einem Höheren geschuldet und dadurch leichter zu ertragen. Schuld ist als Erleichterungsmaßnahme in die Welt gekommen.

Erst durch diese Form der Auslegung ist aus dem Naturreflex allmählich eine sakrale Handlung geworden. Doch auch die war noch schlimm genug. Wenn es ein archaisches Kollektiv dazu trieb, erlittenen Schrecken an einzelnen seiner Glieder zu wiederholen, so widerstrebte ihm das zugleich heftig. Es mußte sich buchstäblich zusammennemen, sich gemeinsam auf den Opfervollzug einstimmen, sich so weit stimulieren und narkotisieren, daß es ihn überhaupt aushielt. Das opfernde Kollektiv tat ja nicht nur den Auserwählten etwas an, sondern auch sich selbst. Es trennte ein unentbehrliches Glied seiner selbst von sich ab und vernichtete es. Das war nicht nur für den Betroffenen grauenhaft. Auch auf das Kollektiv ging etwas von diesem Grauen über. Es tötete ihn, und es litt dabei mit ihm. Das ist der Gipfel der Heuchelei, würden wir heute sagen. Jemanden gemeinsam umbringen und dabei vor Mitleid fast vergehen! Unter Hochkulturbedingungen stellt sich das so dar. Aber zu Kulturbeginn war es gerade umgekehrt. Da entzündete sich das Mitleid an denen, die man eigenhändig umbrachte, weil der Zwang, es zu tun, selber ein Leiden war; ein Rettungsimpuls zwar, aber ein grauenhafter. Daher ist die tätige Anteilnahme am Tod der Auserwählten untrennbar gewesen vom Aufkeimen der leidenden Anteilnahme an ihrem Geschick: der Trauer.

Tiere empfinden sehr wohl Verluste; nicht nur den Verlust eigener Körperteile als Schmerz, sondern auch den Verlust eines Leittiers als Entzug von Sicherheit und Orientierung und somit als Angst. Sie können gelegentlich ein Lebewesen ihrer Umgebung so intensiv vermissen, dass sie die Nahrungsaufnahme verweigern und sich zum Sterben zurückziehen. Nur eines können sie nicht: das Vermisste repräsentieren. Sie können nicht trauern. Trauer ist etwas Menschenspezifisches. Und sie ist nicht nur ein Gemütszustand, sondern eine Tätigkeit: *Trauerarbeit*, wie Freud sagt. Diese Arbeit ist ein in sich gegenläufiger Prozess. Der Verlust der geliebten Person weckt zunächst einmal das Bedürfnis, sie zu repräsentieren: sie in Gefühlen und Gedanken gegenwärtig zu halten, sie gewissermaßen festzuhalten. Dabei wird ihr ein Maß an Zuneigung zuteil, das sie zu Lebzeiten nicht auf sich zu ziehen vermochte. Sie wird »überbesetzt«. Solche nachträglich übersteigerte Zuneigung ist Trauer. Sie absorbiert das ganze Aufmerksamkeitspotential der Trauernden und sorgt dafür, daß sie erst einmal für

nichts anderes um sich herum Empfänglichkeit haben. Nachträglich gesteigerte Zuneigung ist schmerzlich. Sie entstammt der Verlusterfahrung, ist aber auch ein Bedürfnis. Die Hinterbliebenen brauchen sie, um die Verlusterfahrung zu überstehen. Sie wollen die Trauer. Indem sie sie aber durchleben, spüren sie, dass die Trauer selbst etwas Heilendes hat. Die nachträglich gesteigerte Zuneigung ist nämlich selbst schon der erste Schritt in die Gegenrichtung: hin zum Abbau der Bindung an die geliebte Person. Die ständig wiederholte Erinnerung an sie führt dazu, daß ihr Bild allmählich verblasst. Nicht, daß es einfach verschwindet. Aber es hört auf, quälend heimzusuchen. Es wird in eine Gedächtnisdimension entrückt, worin es gleichsam über dem Alltag schwebt, ihn wie ein Genius begleitet, aber nicht mehr direkt in ihn eingreift und den Trauernden sozusagen freilässt, ihm gestattet, sich wieder andern Menschen und Dingen zuzuwenden.

So der Normalverlauf von Trauerarbeit unter Kulturbedingungen. Wie aber, wenn noch gar keine Kultur da ist, und die spezifische Art emotionaler Besetzung, die durch Trauerarbeit allmählich von einem geliebten Objekt abgezogen werden könnte, noch gar nicht existiert? Dann ist Trauerarbeit zunächst einmal der Prozess zu solch emotionaler Besetzung hin. Menschheitsgeschichtlich hat Trauerarbeit mit dem Erlernen der Trauer begonnen. Und erlernt werden konnte sie nirgends anders als im Opfervollzug. Er ist der Vorarbeiter der Trauerarbeit.

Trauer ist das erste spezifisch menschliche Gefühl – entstanden in einem Kontext, der aufgeklärten modernen Menschen nur haarsträubend unmenschlich erscheinen kann. Aber so trübe hat Menschlichkeit angefangen. Trauer hat sich an denen gebildet, die als Opfer auserkoren wurden. Die andern wurden dadurch verschont. Davon zeugt das Kainszeichen. So wie es in der Bibel vorkommt, nämlich als »Zeichen«, das ein einsamer Brudermörder von »Gott« empfing, »damit ihn keiner erschlage«, ist es völlig unmotiviert. Aber als das rituelle Zeichen derer, die das Menschenopfer veranstalten, wird es schlagartig plausibel. Sie ritzen es sich am eigenen Körper ein. Das hebräische Wort »Kain« heißt nämlich ursprünglich »Spieß« (1Sam 21,16). Die blutige Wunde, die sie sich beibringen, zeigt an, was sie dem Opfer antun und wovor sie selbst dadurch verschont sind. Das Verschonungszeichen ist freilich auch ein Zeichen der Schuld – sowohl der höheren Macht gegenüber als auch denen gegenüber, die der höheren Macht dargebracht werden. Ihnen schulden die andern ihre Verschonung. Jemand ist »für uns gestorben«, heißt es später im Urchristentum. Will sagen, unser Leben schulden wir ihm, was auch bedeutet: Wir danken es ihm. Das Gefühl der Schuld und des Dankes sind an ihrem Anfang ungeschieden. Die physischen Regungen von Schmerz und Erleichterung, die auch Tiere haben, sind darin zu einem menschengespezifischen Gefühl verschmolzen, worin das Schmerzliche zugleich als Erleichterung, die Erleichterung zugleich als tief schmerzlich empfunden wird. Genau das macht die Trauer aus. Bei Lichte besehen, beginnt Trauerarbeit schon dort, wo Trauer aufgebaut wird: mit der

Erwählung und Darbringung des Opfers. Freud verstand unter Trauerarbeit nur einen Abbau. Aber der ist menschheitsgeschichtlich zunächst nur das rituelle Gegenstück zum Aufbau gewesen.

Das Opferritual ist ja mit dem Tötungsakt nicht abrupt zu Ende, sondern es beginnt sein Nachspiel: das Totengedächtnis. Es wird mit den sterblichen Überresten des Geopferten etwas veranstaltet, was daran erinnert, dass *er* es war, dem die andern ihre Verschonung verdanken. Die ersten Anfänge dieses Totengedächtnisses kennen wir nicht, aber wir wissen, wohin sie sich entwickelt haben: zur Bestattung. Zu der ist es ja nicht so gekommen, dass Hominiden in einem Anfall von Pietät beschlossen, die lieben Angehörigen nunmehr durch einen würdigen Ritus zu verabschieden, statt sie liegenzulassen oder zu verscharren. Bestattung hat als Rücknahme dessen begonnen, was dem Geopferten angetan worden war. Seine auseinandergerissenen und verstreuten Teile werden sorgsam gesammelt und an einem besonderen identifizierbaren Ort behutsam in die Erde versenkt. Die Bestattung vollzieht den Opfergang noch einmal, aber rückwärts. Sie zelebriert seine Umkehrung. Der Opfergang erregte die Gemüter bis zum Äußersten. Die Bestattung beruhigt sie, indem sie den Geopferten zur Ruhe bettet. Erst damit bekommt das an ihn geheftete Schuld- und Dankesgefühl die Qualität einer emotionalen Besetzung, nämlich der Fortdauer, obwohl das Objekt nicht mehr anwesend ist.

Etwas emotional besetzen, heißt, es ins Gedächtnis aufzunehmen. Genau das tut die Bestattung mit den Geopferten. Sie vergegenwärtigt Vermisste. Die Vergegenwärtigung lindert den Schmerz über deren Hinscheiden, aber sie versetzt die Geopferten auch in einen höheren Status, worin ihnen das Schuld- und Dankesgefühl ungetrübt und dauerhaft entgegengebracht werden kann. Und auf irgendeine Weise muss der höhere Status sichtbar werden. Emotionale Besetzung kann gar nicht anders, als sich zu manifestieren.

Was aber sind ihre anfänglichen Manifestationen? Eine wurde schon genannt: das Kainszeichen. Man darf es als Urschrift bezeichnen. Die Grundbedeutung von »Schreiben« ist in allen antiken Referenzsprachen »Einritzen, Einschneiden, Eingravieren«. Nicht weil Eingeritztes auf Schreibflächen besser hält, sondern weil Schrift ursprünglich Körperschrift ist. Sie ist die Außenseite innerlich verletzender Gedächtnisspuren. Wo nichts verletzt wurde, wird nichts erinnert. Was aber erinnert wird, hat stets den Aspekt des Unerledigten; es ist nie ganz ohne den Bitterstoff der offenen Rechnung, der offenen Wunde, wie winzig sie auch sein mag. Als Kainszeichen ist Schrift der Ernstfall der Gedächtnisspur: die Linie zwischen Leben und Tod, Totengedächtnis par excellence. Eingeritzt in Ton, Holz, Leder oder Stein, aufgetragenen auf Papyrus oder Pergament, ist Schrift bereits ein profanierter Abkömmling der Urschrift – übertragen von lebendiger Haut auf leblose Flächen.

Ein nicht minder urtümliches Zeichen ist das, was auf Griechisch *sema* heißt: das Grabmal. Authentische Grabmäler sind aufgerichtete Steinplatten. In horizontal liegender Form waren sie zuvor Altäre: Platten, auf denen die Opferschlachtung stattfand. Der aufgerichtete Altar erinnert an das, was sich auf ihm abspielte, und er verstellt es zugleich. Vertikal gestellt, ist er als Schlachtplatte nicht mehr brauchbar. Umso demonstrativer zeigt er in die Himmelshöhe, in die der Opferrauch aufstieg, und in die Grabestiefe, die er mit seinem ganzen Gewicht verschließt, damit die dort zur Ruhe gelegten sterblichen Überreste tatsächlich Ruhe geben und nicht als Untote umhergeisternd die Lebenden heimsuchen. Als Stein ist er ein Ineinanderfall der Gegensätze, sowohl Inbegriff der Leblosigkeit als auch der Haltbarkeit. Gerade dadurch hält er das entschwundene Tote auf kompakte Weise gegenwärtig. Er ist verdichtete Fernerinnerung: an das Menschenopfer, aus dem die Bestattung einst hervorgegangen ist. Zugleich ist er verdichtete Naherinnerung: dass das, was der Stein unten zu halten versucht, nicht aus der Welt ist. Wer zu Verstorbenen eine emotionale Beziehung hatte, weiß, dass er ihnen nicht immer und in jeder Hinsicht vollständig gerecht geworden ist. Bis heute versiegelt der Grabstein Unerledigtes. Gerade in seiner Leblosigkeit hält er es auf paradoxe Weise wach. Insofern ist er auch ein Gegenstück zum Kainszeichen. Dieses ist die vergängliche sichtbare Außenseite der Gedächtnisspur, jener die dauerhafte Mahnung, sie nicht verschwinden zu lassen. Grabmal ist Mahnmal. Das Kainszeichen verlangt nach Dauer, der Grabstein nach Beschriftung. Diese beiden Urzeichen und ihr Synergiepotenzial gehören zum Fundus der menschlichen Bilderwelt. Sie hat sich am Rande des Todes entwickelt.

Literatur

Türcke, Christoph (2005): *Vom Kainszeichen zum genetischen Code. Kritische Theorie der Schrift*, München.

Türcke, Christoph (2015): *Mehr! Philosophie des Geldes*, München.